

»Fragt uns«

Zeitgeschichte Der jüdische Autor Horst Selbiger beschreibt, wie er vor 80 Jahren in Berlin die Folgen der Reichspogromnacht erlebte – und mahnt, den rechten Spuk der Gegenwart zu bekämpfen.

Selbiger wurde 1928 geboren und wuchs als Sohn eines jüdischen Zahntechnikers und dessen Frau in Berlin-Neukölln auf. Als Zehnjähriger wechselte er auf die Jüdische Mittelschule in der Großen Hamburger Straße im Bezirk Mitte. Am 10. November 1938, dem Morgen nach der Reichspogromnacht, führte ihn sein Schulweg an zahlreichen zerstörten Geschäften und einer in Brand gesteckten Synagoge vorbei. Selbiger ist einer von zwei Schülern aus seiner Klasse, die den Holocaust überlebten.

Nach dem Krieg arbeitete Selbiger zunächst als Journalist in der DDR. 1964 reiste er für die SED-Zeitung »Neues Deutschland« nach Frankfurt am Main, um über den Auschwitzprozess zu berichten. Er kehrte nicht wieder in die DDR zurück. Später betrieb er in West-Berlin zwei Reisebüros. Seit vielen Jahren besucht er Schulen und berichtet als Zeitzeuge aus seinem Leben. In diesem Frühjahr hat Selbiger seine Autobiografie veröffentlicht. Dem Buch stellte er diese Aufforderung voran: »Fragt uns, wir sind die Letzten! Wenn wir nicht mehr sind, ist alles nur noch papierne Geschichte.«*

Ich war 1938 knapp elf Jahre alt. Damals traf ich meine jüdischen Mitschüler morgens am U-Bahnhof Weinmeisterstraße in Berlin-Mitte. Wir sind nie einzeln zur Schule gegangen, weil wir sonst fürchten mussten, ständig von Hitlerjungen angepöbelt und geschlagen zu werden. Am Hackeschen Markt trafen wir eine zweite Gruppe und sind dann zusammen bis zur Jüdischen Mittelschule in der Großen Hamburger Straße gelaufen. Das war der alltägliche Schulweg.

Am 10. November war alles anders.

Wir sind nur noch durch Scherben gewandert. Überall waren Schaufensterscheiben zerschlagen. An der Rosenthaler Straße gab es ein jüdisches Kaufhaus: Alles war zerstört, die Inneneinrichtung lag auf der Straße. Es war Chaos.

Als wir in die Oranienburger Straße einbogen, sahen wir Rauch aufsteigen aus der wunderschönen Synagoge. Später erfuhren wir, dass, wohl einmalig in Deutschland, ein Polizeibeamter mit gezogener Waffe die Brandstifter verscheuchte, damit die Feuerwehr den Brand löschen konnte. Das war der Leiter des Reviers, Wilhelm

Krützfeld. Heute erinnert dort eine Gedenktafel an ihn.

Wir gingen weiter. Die Gegend war ja seit Langem jüdisch geprägt. Jetzt gab es links und rechts zerstörte Geschäfte.

An vielen Stellen hatten SA-Männer zugeschlagen, aber auch Hitlerjungen. Und in den Trümmern suchten Leute nach Sachen, die sie gebrauchen konnten. Am schlimmsten traf es die jüdischen Juweliere

und Pelzhändler. Ich glaube, die Plünderer kamen aus allen Schichten. Es gab kaum jemand, der dagegen Stellung bezogen hätte. Entweder waren die Leute Mittäter oder sehr interessierte Zuschauer. Es war eine ganz seltsame Situation.

Ich erinnere mich an eine Musikalienhandlung, Klaviere und Flügel waren kurz und klein geschlagen. Und direkt neben unserer Schule lag ein jüdisches Altersheim. Matratzen und Bettfedern waren durch die Luft geflogen. Man hörte Schreie.

Die Lehrer haben uns vor der Schule in Empfang genommen und gesagt: Kinder, geht schleunigst nach Hause, und dreht euch nicht um.

Wir lebten damals in Neukölln in einer sehr großen Wohnung am Kottbusser Damm, in der mein Vater auch seine Praxis



JESCO DENZEL / DER SPIEGEL

Überlebender Selbiger in seiner ehemaligen Schule: »Überall waren Scherben«

* Horst Selbiger: »Verfemt, verfolgt, verraten«. Spurbuchverlag; 200 Seiten; 17,80 Euro.

betrieb. Als ich zu Hause ankam, war das Praxisschild mit einem Judenstern beschmiert. Oben auf unsere Wohnungstür hatte jemand geschrieben: »Vorsicht, hier wohnen Juden«. Das war passiert, während ich zur Schule ging.

Meine Mutter war in Tränen aufgelöst. Mein Vater war sprachlos. Als wir morgens aufgestanden waren, hatten wir von den Pogromen am Vorabend noch nichts mitbekommen. Meine Eltern waren genauso überrascht und entsetzt wie mein Bruder und ich.

Am nächsten Morgen bin ich wieder zur Schule gegangen. Ich habe gesehen, wie Juden versuchten, ihre Läden mit Holzplanken zu sichern. Die Glaser waren ja völlig überlastet. Außerdem mussten die Ladenbesitzer, das hatten die Nazis befohlen, das Straßenbild selbst wieder herrichten. Die Scherben beseitigen. Die Schmiere entfernen. Die meisten jüdischen Geschäftsleute waren versichert – aber ihre Versicherungsansprüche wurden beschlagnahmt. Insgesamt wurde den Juden vom Staat eine Strafe von einer Milliarde Reichsmark auferlegt, als »Sühneleistung«.

Die Lehrer haben nicht mit uns darüber gesprochen. Auch mein Vater schwieg. Er war hilflos, er konnte ja nicht einmal seinen eigenen Kindern helfen. Und jetzt musste er auch noch seine geliebte Praxis aufgeben. Das Labor, der Hausrat, alles wurde für Pfennigbeträge öffentlich versteigert. Die große Wohnung – wir konnten darin sogar Roller oder Fahrrad fahren! – mussten wir aufgeben, man gab uns eineinhalb Zimmer in einem »Judenhaus«. Mein Vater wurde Zwangsarbeiter. Seine Patienten hatten ihn für seine zierlichen, geschickten Hände gelobt. Nun musste er als Bügler arbeiten, die Bügeleisen waren damals sehr schwer. Darunter hat er gelitten, und der Abstieg schmerzte ihn. Aber anderen ging es natürlich viel, viel schlimmer.

Grund für die Pogrome sollte das Attentat eines Juden auf einen deutschen Diplomaten in Paris sein, so jedenfalls stellten es die Nazis dar. Aber ich glaube, das war nur ein Vorwand. Am 9. November feierten Nazis und SA-Leute den 15. Jahrestag des Hitlerputsches von 1923. Da lag Gewalt wahrscheinlich in der Luft.

Für uns war es schon seit Langem immer schlimmer geworden. Eine unbeschwertere, wunderbare Kindheit hatte ich nur als kleiner Junge. Aber nachdem Hitler an die Macht kam, wehten überall Hakenkreuzfahnen. Und die Kinder, die Wochen zuvor noch mit mir gespielt hatten, die spielten jetzt nicht mehr mit mir. Als ich 1934 in einer Neuköllner Volksschule eingeschult wurde, war ich der einzige Jude in der Klasse. Ich war die Judensau, den konnte man anspucken und verprügeln. Da war alles schon da, da war alles schon vom Faschismus infiziert.



Zerstörtes jüdisches Geschäft in Berlin 1938: »Die Plünderer kamen aus allen Schichten«

Meinem Vater hatte man auch das Leben schwer gemacht. Er sollte schon 1933 seine Praxis schließen. Aber weil er im Ersten Weltkrieg als Frontsoldat gedient hatte und das Eiserne Kreuz trug, durfte er weitermachen. Bis 1938 hatte er immer gesagt: Uns meinen die doch nicht! Er war also ausgenommen von den Judenverfolgungen. So fühlte er sich. Er hat sich natürlich auch nicht um unsere Ausreise gekümmert. Am 10. November war es dann zu spät.

Ich ging erst mal weiter in den Unterricht. 1942 wurden die jüdischen Schulen geschlossen. Ich war 14 Jahre alt und wurde Zwangsarbeiter, zunächst in einer Uniformmützen-Produktion, dann in einem Rüstungsbetrieb.

Am 27. Februar wurde unser Betrieb von der SS umstellt. Alle Juden wurden verhaftet und in Sammelstellen gebracht. SS-Leute stießen uns vom Lkw. Auf der Straße standen Frauen und klatschten Beifall. Wir bekamen die Transportmarke für Auschwitz um den Hals und mussten in einer entweihten Synagoge auf unsere Deportation warten. Kinder schrien. Männer beteten, Gott hilf uns. Er hat aber nicht geholfen. Einige stürzten sich von der Empore, zogen den Selbstmord der Deportation vor. Es waren schreckliche Tage.

Und dann geschah ein großes Wunder.

Meine Mutter war keine Jüdin. Sie und viele andere Frauen, die mit Juden verheiratet waren, kamen zu einem Bürohaus der jüdischen Gemeinde in der Rosenstraße. Davor haben sie demonstriert: Lasst unsere Männer frei. Es wurden mehr und mehr Menschen, allein aus meiner Familie kamen noch meine Großeltern und eine Tante dazu. Es war die erste Demonstration christlicher Menschen für Juden im »Dritten Reich«. Sie ging als Aufstand in der Rosenstraße in die Geschichte ein.

Mein Vater, mein Bruder, ich und etliche andere kamen frei. Meine Mutter hat unser Leben gerettet.

Man hat uns einfach wieder in die »Judenhäuser« geschickt. Bis zum Kriegsende mussten wir als Zwangsarbeiter nach Bombenangriffen Trümmer beseitigen. Die ganze Familie hat überlebt.

Heute wird am 9. November ja alles durch den Mauerfall überlagert. Kaum einer denkt noch an den Hitlerputsch und den Marsch auf die Feldherrnhalle in München am 9. November 1923. Kaum einer denkt noch an den 9. November 1938, nur noch an die deutsche Einheit. Ein Freudenfest. Ein schönes Alibi. Die Menschen feiern, um zu vergessen. Endlich Schwamm drüber.

Natürlich kann man in Deutschland jetzt wieder Entwicklungen beobachten, die an 1932 erinnern. Es ist leider so, dass die kleinere Gruppe die größere Fresse hat. Die demonstrieren und schreien.

Und die große Mehrheit, die nicht einverstanden ist damit, die schweigt. Es sind zu wenige, die ihre Stimme erheben.

Es ist zwar meine feste Überzeugung, dass sich der rechte Mob nicht noch einmal durchsetzen kann. Die Menschen sind sozusagen geimpft und haben demokratische Erfahrungen gesammelt. Ich glaube nicht, dass es in Deutschland ein zweites 1933 geben wird. Aber die Rechten haben wieder freien Lauf. Es wird allerhöchste Zeit, dass wir aufstehen und diesen Spuk bekämpfen. Aufgezeichnet von Frank Hornig

Video
**Was bei den Pogromen
in Berlin geschah**

spiegel.de/sp462018program
oder in der App DER SPIEGEL

